

(Nachdruck verboten.)

14) Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bod.

Mariann blickte mit ihrem verhärmteten Gesichte zu ihm auf.

„Wer spricht dann von Schwuleschiern, Vater?“

Er machte eine Handbewegung.

„Wir wollen net mehr davon schwätzen!“

Sie hatte auf einmal ihre Fassung wiedergewonnen.

„Vater, wir müssen davon schwätzen.“

Er zog die Brauen zusammen.

„Das wirst mich doch net weismachen wollen, daß es beim Nachgang geblieben is?“

„Ich und der Fried, wir haben nix getan, demwegen wir uns schamen müßten,“ versetzte sie ruhig.

Der Dozheimer beugte sich vor. Seine Augen funkelten.

„Mariann! Eben den Augenblick hast Du Dich vor unserm Herrgott gesäubert und willst schon wieder Lügen machen?“

Sie hielt seinen Blick aus.

„Ich mach keine Lügen, Vater.“

Er schüttelte den Kopf. Es war klar, sie schwindelte. Freilich, niemand machte sich selbst gern schwarz. Zum Kukuck! Warum zerrte er die Sache hervor? Man mußte einen Strich drunter machen.

„Daß gut sein,“ sagte er abweisend, wie jemand, der es unter seiner Würde hält, solch heiklen Dingen nachzuforschen, und setzte hinzu: „s geht auf zwei. Du sollst Dich noch ein winkl legen.“

Sie fühlte, daß er ihr nicht glaubte, und war entschlossen, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis sie sich vor ihm gerechtfertigt hatte.

„Vater,“ bat sie, „hört mich an. 's is net eso, wie Ihr Euch das vorstellt. Der Fried is ein anständiger, kuranter Mensch. Ge weiß nix von böser Angewöhnung und is unschellig wie ein Kind. Das is wahrhaftig'n Gott wahr!“

Sie machte eine Pause, ihrer Betauerung besonderen Nachdruck zu verleihen, und sprach dann weiter: „Guck, Vater, 's is immer ein Unglück, wann man seine Mutter so früh verliert. Um mich konnt sich keins net kümmern. Ihr hatt' Euer Kewed*) aufm Hof und aufm Feld. Ihr habt aber auch nix dewider gehabt, daß der Fried alsfort um mich war. Und's hat mir, weiß Gott, nix geschad't. Der mit seinem gescheiten Kopf is für mich Lehrer, Vater und Mutter gewest. Mein, da darf man sich doch net wundern, daß aus der Kameradschaft die Diebschaft worden is. Leht, wie Ihr mich ins Verhör genommen habt, tat ich mich inscheneren, standhaft vorzutreten und die Wahrheit zu gestehn. Dernacher hat mir's Herzbrechen genunk gemacht. Und sein bei'n Friede gangen und hab gesprochen: mein Vater will's net, mit uns zwei is aus. Und der Friede war ganz verzweibelt. Und ich hab geheult. Aber von der Stund an hat keins mehr das andere zu Gesicht gekrieg't. Es heut aufm Festplatz — was soll ich dadevon sagen? 's is über mich kommen, ich weiß net wie.“

„Also tuft Du doch noch an ihm hängen?“ fragte der Bauer mißtrauisch.

Sie deutete erglühend auf ihre Brust.

„Dadrin sib't's, Vater. Und erausreiß'n kann ich's net.“

„Saijahai!“ machte der Dozheimer seiner Wut Luft.

„Meinem Gedunk nach sein das Albernheiten. Ich und Deine Mutter selig, wir haben von so Possen nix gewußt, oder is das vielleicht neumodisch? Wart, ich treib Dir die Sputzen aus! Es is mir's doppelt lieb, daß die Sach mit dem Maß morn festgemacht wird.“

Die Angst stand ihr im Gesicht.

„Vater, ich will Euch alles Diebs und Guts tun, aber den Maß kann ich net nehmen.“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ge hat meine Zusage. Und dadebei bleibt's.“

„Vater,“ schrie sie in Verzweiflung, „habt Ihr dann net ein winkl Gefühl?“

„Du hast die Wahl,“ sprach er felsenhart, „entweder

Du nimmst den Maß, oder Du spazierst tutsmitt auf die Gass!“

Sie preßte die Hände wider die Schläfen. Ihre Brust hob und senkte sich, und sie erschauerte wie vom Fieber geschüttelt. Eine Weile saß sie so in stummem Jammer. Dann sanken ihre Arme schlaff herunter. Mühsam richtete sie sich auf und wankte in ihre Kammer.

Zust schritt der Nachtwächter draußen vorüber und rief mit seiner heiseren Stimme:

„Ihr lieben Christen seid munter und wacht,
Der Tag verteilt die finstere Nacht.
Wenn ihr nun ausgeschlafen habt
Und von Gott das Leben habt,
So wünsch ich euch einen guten Morgen!
Gott mög auch heut für euch sorgen.
Zwei ist es an der Zeit,
Lobt Gott in Ewigkeit!“

11.

Nachdem Henner, der Knecht, seinen Laufpaß erhalten hatte, raffte er seine Siebensachen zusammen und schaffte sie in den „Pflug“. Dort traf er einen Fuhrmann, der sich bereit erklärte, die geringe Gabe nach Grünberg zu befördern.

Tagsüber trieb sich der Goliath im Dorf und auf dem Festplatz herum und brütete Rache. Man mußte dem Dozheimer noch einen Possen spielen. Am besten, man steckte ihm den roten Hahn aufs Dach. Seit im allgemeinen Trubel ließ sich das ohne Schwierigkeiten vollführen. Ganz gut. Aber das hieß mit sehenden Augen ins Unglück rennen, denn gleich würde sich der Verdacht der Täterschaft auf ihn lenken. Nein, damit war's nicht. Was sonst? Wenn er sich in den Stall schlich und an dem Vieh sein Mütchen kühlte? Pfui Teufel! Das Vieh, das er Stück für Stück kannte, das ihm ans Herz gewachsen war! Die Hand sollte ihm am Arm verfaulen, die sich zu solcher Schandtat hergeben würde.

Er simulierte und simulierte und kam zu keinem bestimmten Entschluß. Abends war er bei dem Faustkampf zugegen und auch bei dem Auftritt mit der Mariann. Da frohlockte er und dachte, er könne sich's nun sparen, dem Dozheimer einen Schabernack anzutun. Der sei genug gestraft.

Von ungefähr lief ihm die Dine in den Weg. Solange sein Sinnen und Trachten auf die Mariann und ihres Vaters Hof gerichtet war, hatte er die Magd als Lust behandelt. Jetzt erwachte beim Anblick der drallen Dirne seine alte Lusternheit.

„No, Dinsche, wie is es dann?“ redete er sie an.

„'s is so wie's is,“ antwortete sie, rot vor Freude über die Vertraulichkeit, die aus seinen Worten klang.

„Laßt Du dann den Spiktel geß'n?“ fragte er, nah an sie herantretend.

„Ja,“ sagte sie, „und ich sein noch ganz baumfichtig davon.“

Er lachte hämisch.

„Der Verz glaubt wonders, wie ausflugiert er is, und spannt den Esel vorn hin. Es hat er seine Schlapp! Ich gunn's ihm!“

Sie sprachen lang und breit über die Szene, die sich vor ihren Augen abgespielt hatte. Die Dine bemitleidete die Mariann, die immer gut gegen sie gewesen war. Der Henner meinte, was ein's sich einbrocke, müsse es auch ausstessen. Daß er wegen der Mariann mit dem Bauer Krakeel gehabt hatte und fortgejagt worden war, verschwieg er.

Eben spielte die Musik einen Gopser auf. Sie folgten den Paaren, die zum Tanzboden gingen. Der Henner war ein flotter Tänzer. Während er sich mit der Dine drehte, schäfterte er: „'s is doch kriminal schön, wann man so was Warmes im Arm hat.“

Sie war überglücklich. Kein Zweifel, das Mittelchen der alten Wannigen wirkte.

Vor Mitternacht verließen sie eng aneinandergeschmiegt den Festplatz und wandten sich dem Kräppelwäldchen zu.

Daß Du mein Schätzche bist,
Daß Du es weißt,
Daß Du kein anderen liebst,
Wis ich Dich's heiß.“

*) Arbeit.

Orchideen.

Die Märchenblumen der Gegenwart sind die Orchideen. Kaum eine andere Pflanzenfamilie umgibt in der modernen Zeit ein solcher Sagenkreis. Obgleich sie mit Ausnahme der arktischen Zone über die ganze Erde verbreitet ist, obwohl Orchideen auch bei uns, im Flachlande und Gebirge, vorkommen, existieren für den Pflanzengärtner, mehr noch aber für den Liebhaber, nur die Orchideen fremder Länder. Während der Gärtner und Laie bis heute unsere einheimischen Orchideen oder Staudensträucher kaum beachtet, weil sie meistens Erdgewächse mit einfachen ganzrandigen Blättern und rundlich-knolligen, handförmigen oder kriechenden Wurzelstöden sind, deren kleine Blüten nur wenig auffallen — steht er staunend vor der großen Blumenpracht und Formenmannigfaltigkeit jener Orchideen, die aus fernen Erdteilen in unsere Gemächshäuser wanderten. Als reisende Naturforscher im achtzehnten und am Beginne des 19. Jahrhunderts bei ihrer Heimkehr zuerst ausführlicher von jenen Knaben- oder Staudensträufern berichteten, die in den tropischen Urwäldern, „ohne Schmarotzer zu sein, sich auf die Bäume versteigen und deren Rinde mit dem wundervollsten, über alle Vorstellungen phantastischen Blumenstolz überziehen“, fanden ihre Schilderungen nur selten Glauben. Man hielt sie für Uebertreibungen, wenn nicht gar für Ausgeburten einer überspannten Phantasie. Nun sind aber reisende Naturforscher in der Regel sehr nüchterne Leute, die an phantastischen Schilderungen ihrer Erlebnisse sehr selten Gefallen finden. Das sollte sich auch hier schnell genug bewahrheiten. In einzelnen Fällen hatten nämlich die Naturforscher von ihrer Reise nicht bloß eine Beschreibung der Orchideenblüten, sondern auch Orchideenknollen mitgebracht. Zwar waren das in den meisten Fällen recht unansehnliche Gebilde, für deren Besitz so ohne weiteres kaum ein Mensch ein paar Groschen bezahlt haben würde, aber in den Gemächshäusern der botanischen Gärten entwickelten sich, in vereinzelten Fällen, die knollenartigen Gebilde zu Pflanzen, die nicht bloß grünten, sondern nach einiger Zeit, oft allerdings erst nach Jahren, Blüten zur Entwidlung brachten. Und da zeigte es sich denn, daß die früheren Berichte der Forscher keineswegs übertrieben gewesen. Man hatte plötzlich Blumen vor sich, die in ihrer sonderbaren Gestalt und Farbe alles bisher Bekannte übertrafen.

Mit dieser Tatsache war der erste Grundstein gelegt für die Orchideenmode, die in moderner Zeit zur Orchideenmanie ansetzte und damit an die Tulpenmanie erinnert, wie sie im 16. Jahrhundert blühte, als man für Tulpenwiebelen in Holland fabelhafte Preise bezahlte. Die anfänglich so unbedeutenden Orchideenknollen waren plötzlich begehrtere und kostbare Kaufobjekte geworden. Je artenreicher die Orchideenkollektionen wurden, welche Pflanzensammler aus Indien, Mexiko, Zentralamerika, Peru, Guiana und den Staaten Brasiliens nach Europa brachten, um so erstaunlichere Preise bezahlten reiche Pflanzentliebhaber für ihren Besitz. Die Erfahrung hatte nämlich gezeigt, daß gewisse Orchideen an ganz bestimmte Gegenden gebunden waren, sich selbst dort nur in wenigen Exemplaren vorkamen und somit zu den größten Pflanzenseltenheiten gehörten. Der persönliche Besitz einer solchen Rarität aber war es, der alle jene besonders reizte, die über mehr Gelder verfügten, als sie verbrauchten konnten. Der hohe Preis, den sie für „ihre“ Orchideen bezahlten, faszinierte die Millionäre oft mehr, als die Schönheit und Eigenart der Orchideenblumen. Es gehört nämlich zum Charakteristikum dieser Pflanzen, daß die aktuelle Varietät nicht eher festgestellt werden kann, als bis die erste Blume zur Entfaltung kommt. Da aber anfänglich jede importierte Orchideenknolle ein Wettgebot unter gewissen Leuten verursachte, so wurden oft Preise für Exemplare bezahlt, die sich späterhin als recht „gewöhnliche“ Sorten entpuppten. Andererseits reizten die gezahlten hohen Preise unternehmungslustige Handelsgärtner und Privatpersonen, das Ausschuchen, den Import und die Kultur von Orchideen geschäftsmäßig zu betreiben. So entstand der Orchideenspezialist und Importeur. Der letztere (oft auch Privatperson) nahm intelligente Leute in seinen Sold und sandte sie hinaus in die weite Welt auf die Suche nach neuen Orchideenarten. So entstand der Orchideenjäger. Finanziert von kapitalkräftigen Auftraggebern scheute er vor keinem Hindernis zurück, sein Ziel zu erreichen. Je größer die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, um so größer Ruhm und Ehre, um so höher der Extrapreis, der ihn nach seiner Heimkehr erwartete. Auf solche Weise wurden Gebiete der Erde durchstöbert, die nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten. Weder das undurchdringliche Dickicht der Urwälder noch himmelanstiegende Felsen, weder brausende Gewässer noch peitschengeföhrgewürgerte Niederungen, weder reizende Raubtiere noch feindlich gestimmte Eingeborene schreckten diese Leute, die eine Ausdauer und einen Mut bewiesen (und noch heute beweisen), der wahrlich einer besseren Sache würdig gewesen. Dabei waren und sind alle solche Expeditionen mit den größten persönlichen Entbehrungen verbunden. Ist er einmal der Mühsal anheimgefallen, so dauert es Monate, oft ein Jahr, ehe der Orchideenjäger wieder in zivilisierte Verhältnisse zurückkehrt. Ja, in einzelnen Fällen kamen sie niemals wieder und wurden Opfer ihres Berufes. Trotzdem steht die Orchideenjagd augenblicklich in der höchsten Blüte. Zwar gibt es verhältnismäßig nur noch wenige Gebiete der Erde, die irgend ein Orchideenjäger nicht schon einmal wenigstens oberflächlich abgesehen hat, und die Möglichkeit, absolut neue Orchideenspezies aus der Fremde einzuführen, wird immer beschränkter — aber darum gerade ist das Ziel ein um so

So sang er mit sonorem Baß, und sie fiel mit ihrer Mitstimme ein.

Unter den alten Hainbuchen auf weichem Rasenteppich war bald ein heimliches Plätschen gefunden. Von den Strauchwiesen drunten kam ein betäubender Duft herauf. Droben in den Kronen der Bäume rauschte der Nachtwind das Hochzeitslied.

Die Dine schwelgte in Wonne. Ihre Sehnsucht war erfüllt. Der Henner kargte nicht mit seinen Zärtlichkeiten, und sie gab sich mit wahrer Inbrunst seiner ungestümen Liebe hin. „Henner,“ bisperte sie, „es feist Du doch wirklich mein Schatz?“

„Ja, mein Schnuggelche,“ gab er zurück, „ich sein Dein Schatz!“

Darauf saßen sie Hand in Hand. Sie fühlte sich schon ganz fraulich und meinte, sie müßten nun mit allen Kräften danach streben, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Er nickte zustimmend. Daß er sein Spiel mit ihr trieb, ahnte sie nicht.

Von ihrer Heimat und ihrer Familie wußte er so gut wie nichts. Ins Hinterland war er nie gekommen, weil es „ein wink abseits“ lag. Wohl aber hatte er gehört, daß der Boden dort mager und mühsam zu bearbeiten sei.

„Das is wahr,“ bestätigte sie. „Es mein Vater selig hat mit der Dekonomie niz zu schaffen gehabt. Se is sieben Jahr außs Hüttenwerk nach Laasphe gangen, dann is er Eisenbahner worden. In Marburg hat er im Magazin Metallguß ausgegeben. Dadebei is ihm ein Splinter ins Aug kommen. Nu hat he lang in der Klinik gelegen. Und konnt ihm kein Dokter helfen. Das andere Aug fing auch an zu schwären, und auf einmal war he völlig blind. Sell war meine Mutter selig mit ihm versprochen. Und ihre Leut haben ihr vorgestellt, daß sie sich unglücklich machen tät, wann sie den blinden Mann nähm. Sie hat sich aber niz sagen lassen, dann sie war gar treu. Und so sein sie kopuliert worden. Mein Vater selig bekam was von der Eisenbahn. Das hat natürlich net gelangt. Nu sein sie auf dem Breidenbacher Hof mit meiner Mutter selig einig worden, daß sie die Milch nach Biedenkopf bringen sollt. Und da hatt sie sich ein Wägelchen angeschafft und ein Hund. Der hieß Sultan und war groß und stark. Bei uns kennt man das net, daß so ein Tier ein Wägelchen zieht. Und meine Mutter selig hat sich mit dem Gefährt ein wink geschamt. Dessentwegen tat sie auch mehrstens hinten drüden. Den Sultan hatten die Stadtteut alle gern. Wo er mit seinem Wägelchen hielt, gab's was zu fressen. Manchmal zu viel. Das taugt auch niz. Es kannst Du Dir denken, bei Wind und Wetter enaus, das war für meine Mutter selig keine Kleinigkeit, wo sie schon immer ein wink dumpig*) war.

Hier spricht man als von der Hesselkuck, bei uns bläst's noch ganz anders. Nu hat sie sich richtig verruiniert. Erst frag sie eine rauhe Kehl, dernach hat sich die Krankheit auf die Lung geschlagen. Da war sie verloren. Diese Pfingsten sein's sechs Jahr gewest, daß ich konfirmiert worden bin. Acht Tag dernach is meine Mutter selig gestorben. Es war ich mit dem blinden Mann allein. Se hat in einem Stück nach seiner Frau gemammert. Und der Sultan auch, was man von einem Tier gar net glauben sollt. Uns Herrgott hat's gut mit meinem Vater selig gemeint, denn er hat ihn bald drauf zu sich genommen. Den Sultan hat der Bürgermeister von Simmersbach gekauft. Hernach sei ich zwei Jahr bei meiner Got' gewest. Dere ihr Schwester hatt' sich nach Marburg vermiert. Die tat mir eine Stell ausmachen bei Professorteut. Ich sollt in der Küch helfen und im Haus. Die Irwed konnt ich packen. Einmal kam die Professerteut mit zwei fremden Mannsteut ins Haus. Ich tat gerade die Trepp aufwäschen. „Dine“, spricht sie, „wo ist mein Mann?“ „Der Ale**) is in der Schlafstüb“, sagt ich, „und zieht andere Strümp an. Wahrscheins hat he sich drauß nasse Füße geholt.“ Die zwei fremden Mannsteut schlugen ein Geläch auf. Und die Professerteut schmauzt mich an: „Du Unschuld vom Land, Du gehst am besten wieder dahin, woher Du gekommen bist.“ Das ließ ich mir net zweimal sagen. Und frag auch gleich ein Dienst in meinem Ort. Und hatt' niz auszustehn. Und hätt mich nie mehr ausländig verdingen, wann der Lohn net gar so gering gewest wär. Demwegen sein ich hierher gemacht. Und hab mir schon ein Stück dreitausig — nee, wart emal — dreihundert Mark gespart.“

(Fortsetzung folgt.)

*) engbrüstig.

**) Alte.

loftbarer geworden. Außerdem sind verschiedene, schon früher einmal eingeführte Sorten im Laufe der Zeit in den europäischen Gärten wieder ausgestorben, und das Wiederauffinden ist um so schwieriger, wenn der ursprüngliche Fundort unbekannt ist. Nach all dem Gesagten nimmt es nicht wunder zu hören, daß einzelne Orchideenjagden den Auftraggebern 10 000, 15 000, ja 20 000 M. gekostet haben, und es will uns erklärlich scheinen, warum einzelne Exemplare selbst heute noch so hoch im Preise stehen. Der höchste Preis, den je eine Orchideenpflanze, namensrecht und voll in Blüte, bisher erzielte, war 45 000 M., die man natürlich in London bezahlte. Hier befindet sich auch der Orchideenmarkt, wo alljährlich zu bestimmten Zeiten jene frisch importierten Orchideenknollen, die wesentlich schon bekannten Sorten angehören oder denen man aus sonstigen Gründen nicht viel „Gutes“, d. h. Profitversprechendes zutraut, massenhaft zur Auktion gelangen und in Bündeln von so und so viel Exemplaren an den Meistbietenden versteigert werden.

Die beste Orchideensammlung der Erde besitzen augenblicklich die botanischen Gärten zu Kew bei London. Wohl fehlen hier jene kostbaren Exemplare, deren Marktwert in die Tausende geht, dafür ist die Sammlung einzig in ihrer Reichhaltigkeit. Sie enthält nicht weniger wie 1750 Spezies und 50 Hybriden. Seit der frühesten Einführung fremder Knabenträuter haben die Orchideen hier eine zweite Heimat gefunden.

In jener frühen Periode, da die ersten importierten tropischen Orchideen die ersten Tage unter uns verbrachten, mißlang ihre Kultur sehr oft. Da man die natürlichen Lebensgewohnheiten dieser fremdländischen Gewächse anfänglich nur sehr wenig kannte, wurden selbst von den gewiegtesten Gärtnern unzählige Fehler in ihrer Behandlung gemacht. Wenn wir heute die Orchideenpflanzen in den Gewächshäusern der botanischen Gärten und der Handelsgärtner in feuchten Moosballen, Vorkenlästen oder in halb mit Steinen gefüllten gut drainierten und ventilierten Töpfen usw. ein fröhliches Leben führen sehen, so war das nicht immer so. Ehe es den Züchtern gelang, für jede neue Varietät die richtige, d. h. den natürlichen Lebensgewohnheiten ähnliche Kulturmethode ausfindig zu machen, vergingen oft viele Jahre. In unzähligen Fällen wurden durch verkehrte Behandlung Exemplare vernichtet, deren Anschaffung mit unzaglichen Mühen und Kosten verbunden gewesen. So entstand weiterhin der Glaube, daß die Kultur und Pflege der Orchideen äußerst schwierig und daß zu ihrer Erhaltung die Dienste eines Orchideentenners unumgänglich nötig seien. Es verbreitete sich auch die Idee, daß Orchideen in Gesellschaft anderer Pflanzen im Gewächshaus nicht gedeihen, und daß sie aus diesem Grunde eigene Quartiere brauchen, die ausschließlich nur ihrer Beherbergung gewidmet sein dürften. Und so entstanden die Orchideenhäuser, von denen man selbst für eine nur kleine Orchideensammlung mindestens drei hielt, die verschieden warm waren. Alle diese Dinge zusammen machten die eingeführten Orchideen für kleine botanische Gärten und die Gewächshäuser gewöhnlicher Handelsgärtner und Privatleute zu verbotenen Pflanzen, an deren Kultur man sich nur äußerst selten wagte.

All das hat sich geändert! Wohl erfordern frisch importierte Orchideen auch heute mehr Pflege und Beobachtung, als der gewöhnliche Gärtner oder Liebhaber für sie zur Verfügung hat, sind die Pflanzen aber erst einmal in aktiven Wachstum, dann haben alle Schwierigkeiten aufgehört. Keine Pflanzen sind leichter zu pflegen, als Orchideen, eine Erklärung, die vielleicht manchem Leser kaum glaublich erscheinen mag. Die hauptsächlichsten Lebensbedingungen der Knabenträuter lassen sich in drei einfachen Regeln zusammenfassen: richtige Wurzelbehandlung, richtige Wärme und richtige Feuchtigkeit. Der Züchter, der gelernt hat, wie diese Regeln zu erfüllen sind, hat das ganze Problem der Orchideenkultur für sich gelöst. Die meisten Fehlschläge rühren daher, daß man die Pflanzen verpöckelt. Die Regulationstemperatur für ein kaltes Orchideenhäus ist von 45 Grad Fahrenheit bis 57 Grad Fahrenheit im Winter und zirka 60 Grad Fahrenheit im Sommer. Das ist ungefähr die gewöhnliche Temperatur jedes ordinären ungeheizten Gewächshauses. Die notwendige Wärme für jene zahlreichen Orchideen, die ursprünglich von den Bergdistrikten Indiens und Südamerikas zu uns kamen, übersteigt niemals 70 Grad Fahrenheit im Sommer oder 80 Grad Fahrenheit im Winter. Alles, was der Züchter der abgehärteten Orchidarten sonst noch zu tun hat, ist, daß er dafür sorgt, daß sie nicht der Frost im Winter oder übergroße Hitze im Sommer tödet, daß die Wurzelballen durch zu geringe Bewässerung nicht austrocknen oder durch zu reichliche Bewässerung nicht verfaulen. Dazu bedarf er auch keiner Orchideenhäuser. Es ist weder notwendig noch ratsam, andere Pflanzen aus der Nähe der Orchideen zu entfernen. Orchideen sind von Natur aus Gesellschaftspflanzen und lieben die Nachbarschaft anderer Pflanzengebilde. Farne und Orchideen in einem Haus zusammen kultiviert, geben außerdem ein schönes Bild. Jene professionellen Orchideenzüchter, welche die gemischte Kultur handhaben, bezeugen, daß ihre Pflanzen gerade deshalb besondere Lebenskraft und Gesundheit besitzen. Vollständige Orchideenvarietäten werden gegenwärtig in Tausenden von Exemplaren aus allen Weltteilen von den Orchideenzüchtern in Belgien, Frankreich und England alljährlich importiert und für den Handel großgezogen. Sie werden später zu erschwingbaren Preisen, von drei Frank pro Stück aufwärts, zum Kaufe ausgebaut. Dabei garantieren die Züchter Gesundheit der Pflanzen und Namensrecht, so

daß Liebhaber, die sich auf solche Weise einige Orchideenpflanzen zulegen wollen, Gewächse erhalten, die stark genug sind, auch Blüten zu entwickeln, wenn ihre Blütezeit herankommt. Unter den 4000 bekannten Orchideenarten gibt es zirka 100—150, die mit der größten Aussicht auf Erfolg in einem sogenannten kalten Grunthaus gehalten werden können. Da vielleicht einige Leser nach Durchsicht dieser kleinen Arbeit die Absicht haben, es mit der Kultur einiger Kalthausorchideen zu versuchen, so wollen wir hier zum Schluß noch ein halbes Duzend solcher Kalthausvarietäten nennen, die sowohl in der Form, wie auch in der Farbe ihrer Blüten von großer Mannigfaltigkeit sind. Es sind das: *Cypripedium insigne*; *Odontoglossum Rossi majus*; *Epidendrum vitellinum majus*; *Ada aurantiaca*; *Saphronitis grandiflora* und schließlich *Oncidium tigrinum*. —

A. G. Grant.

Kleines feuilleton.

a. Züricher Schulwesen im Mittelalter. Wie überall, lag auch in der Schweiz das Schulwesen zunächst in den Händen der Geistlichen. Es wurde in dem Sinne jenes Erlasses Karls des Großen geführt, der zwischen 780—800 ergangen und den Erzbischöfen befehlt, der Jugend, besonders der geistlichen, im Lesen, Singen und der Bibel Unterricht zu erteilen. Wie dieser Unterricht ausgesehen, beweist die Tatsache, daß im Jahre 1335 die Chorherren eines so reichen und mächtigen Stiftes, wie das des Großmünsters in Zürich, erklären müssen, daß keiner von ihnen schreiben könne. Der Unterricht, den die Geistlichen erteilten, trug natürlich im wesentlichen kirchlichen Charakter. Die Schule ist nur Staffage und Glied der kirchlichen Nachhilfe. Bei Messen und Prozessionen müssen die Schüler geistliche Lieder singen. Waren Kranke mit dem Sakramenten zu versehen, mußten vier Schüler die Kirchenfahne dem Priester vorantreiben. Es war ihre Aufgabe, Almosen für die Kirche zu sammeln, bei feierlichen Prozessionen auch Kerzen. Auch zu den mannigfaltigsten sonstigen Dienstleistungen zog die Kirche ihre Schüler heran, wie sie denn auch das Heine-machen der Kirchengewölbe zu besorgen hatten. Immer aber mußten sie bei solchen Anlässen mit ihren kirchlichem Abzeichen, dem Chormantel, erscheinen.

In Zürich gab es schon frühzeitig zwei solcher geistlichen Schulen, eine am Herren- oder Großmünster, und eine am Fraumünster. Aus dem Dunkel der Vergangenheit treten sie jedoch erst im Jahre 1225, in welchem sich zum ersten Male ein „scolasticus“ am Großmünster erwähnt findet. 1271 taucht so etwas wie eine Schulordnung auf. Das Kapitel vom Großmünster bestimmt, daß der Scolasticus von ihm gewählt, dem Propst präsentiert und von diesem ernannt wird. Als Gehalt wird neben Naturalbezügen aus dem Stifte der hohe Betrag von 4 Mark Züricher Währung ausgeworfen. Aber schon ein Jahr später reute die Kapitelsherren die vorläufige Großmütigkeit und sie setzten das Gehalt auf 2 Mark Silber oder 20 Scheffel Getreide herab. Vorsichtigerweise wird hierbei noch bemerkt, daß der Propst das Recht haben solle, dieses Gehalt ganz nach Umständen zu vermindern oder ganz zu erlassen. Jede dieser Schulen hatte mehrere Klassen. Daher war der Scolasticus auch noch verpflichtet, sich einen „Provisor“, d. h. Gehülfe zu halten. Die Schüler, die diese Schulen besuchten, waren gar ungleichen Alters und Art. Teils waren es noch Knaben, welchen es des Abends verboten war, mit dem „Spiel“, d. h. den um Almosen und Gaben in der Stadt singenden und spielenden Schülern umherzuziehen, teils waren es erwachsene Leute, die zum Tanz gingen und mit dem Degen hantierten.

Die um Brot singenden Schüler bildeten immer einen sehr hohen Prozentsatz der Schule. Wurde ihre Zahl einmal zu groß, so suchte der Rat sie zu beschränken. Am Großmünster gab es eine Art von Kontibit für acht arme Schüler. Jeder Chorherr sollte täglich zwei ziemliche Stücke von seinem Pfänndbrot dafür opfern oder aber Sonnabends vier neue Pfennige zahlen.

Die Schule selbst nannte ihre Zöglinge „Scholere“, der Volksmund bezeichnete sie aber als „Studenten“ — die Register nennen dabei oft statt der Eigennamen charakteristische Eigenschaften der zu Bezeichnenden. So heißt es einmal, „der Scholere der übel reden kann“, „der Student im grauen Rod“, oder man bezeichnet ihn mit dem Beinamen des Geburtsortens, z. B. „der Scholere von Unterwalden“. Mit der Bürgererschaft lebten die Schüler, trotzdem ein großer Teil davon auf deren Mildtätigkeit angewiesen war, durchaus in keinem guten Einvernehmen. Raufhändel, „den Degen zuden“, „blutrunts schlagen“, „haaren“ zwischen Bürgererschaft und Schülern wird öfter erwähnt. Dann und wann gebrauchten die Bürger ein wirksames Abschreckungs- und Abkühlungsmittel für das übermäßige, raufstüchtige Völklein, „sie badeten die Studenten“, d. h. sie warfen deren einige ohne viel Federlesens in die Limmat.

Das Rechtsverhältnis zwischen Schülern und Bürgererschaft war seit 1304 durch Vergleich des Rates, der Ritter und der Gemeinde Zürich mit der Abteissin, dem Propst und den Kapiteln geregelt. Demgemäß klagten Geistliche, zu welchen auch die Schüler gehörten, bei Verletzungen oder Streitigkeiten mit den Bürgern vor dem Rate. Die Bürger aber klagten gegen Geistliche und Schüler vor dem geistlichen Gericht. In diesem geistlichen Gericht saßen drei Chorherren, einer von der Abtei Fraumünster, zwei vom Großmünster. Ausgang des 15. Jahrhunderts nahm das Schulwesen auch in Zürich eine ernstere Richtung an. Die allzu große Verquickung mit dem

Kirchentwesen, die dann wieder gar zu oft in leichtfertige Weltlichkeit umschlug, konnte wahrlich keine guten Früchte tragen, dazu war die Kirche und ihre Diener immer ungeeigneter geworden, das Schulwesen zu leiten. Die Lebensweise der Priester und Chorherren war auch in Zürich immer zügelloser und wilder geworden. Ganz allgemein ging die Klage, daß die Chorherren das Kirchengut mit liebedlichen Jungfrauen verprahten. 1485 muß der Rat ihnen verbieten, den Gottesdienst nicht durch lästerliches Brett-, Karten- und Würfelspiel in ihren dicht neben der Kirche gelegenen Wohnungen zu stören.

Daher beginnt auch in der Schweiz neben den kirchlichen Lateinschulen die Ära der deutschen Schulen, und damit der Uebergang zu Gemeinde- und Staatschulen statt der Kirchenschulen. Andere Gegenden und Städte Deutschlands hatten mit der Gründung von Gemeinde- und Stadtschulen weit früher den Anfang gemacht. So waren in Lübeck 1262 Leses-, Schreib- und Rechen Schulen, in Wismar 1279, in Hamburg 1281 errichtet worden, nicht ohne daß die Geistlichkeit sich mit allen Mitteln derartigen Gründungen widersetzt hätte. 1491 wird zuerst in Zürich eine deutsche Schule und mit ihr ein Lehrer Wirz als „Kinderlehrer“ erwähnt, 1505 Urban, der „deutsche Schulmeister“, sowie 1513 Wbh, der Kinderlehrer. Neben den deutschen Stadtschulen nimmt das Privatschulwesen einen mächtigen Aufschwung. Dieser hatte zwar schon das ganze Mittelalter hindurch geblüht. Pfarrer und Schreiber, die nicht selten als fahrende Gesellen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zogen, unterrichteten die weit von den Städten wohnenden Kinder im Rechnen, Lesen und Schreiben. Unter dem Bürgermeister Waldmann wird eine solche Privatschule des Schreibers Antonius erwähnt. Beilagter Schreiber klagte aber bitterlich über die üble Gewohnheit vieler seiner Schüler, indem er ausruft: „Lernen will wohl jeder, bezahlen aber nicht“.

Dadurch scheint sich das damalige Zeitalter vorteilhaft von unserem heutigen unterschieden zu haben, in welchem mancher etwas umsonst lernen könnte, aber dies nicht will. Ueber die Höhe des Schulgeldes ist nichts erwähnt, es scheint aber allgemein recht viel genommen worden zu sein. Von München wissen wir, daß Ausgang des 13. Jahrhunderts das Schulgeld 48 Pf. betrug und daß diese Summe auch bezahlt werden mußte, wenn der Schüler aus irgend welchen Ursachen die Schule nur acht Tage besucht hatte. Daher die allgemein eingerissene Driidebergerei vom Schulgeldzahlen. In Zürich hatten die Lehrer der beiden kirchlichen Schulen am Groß- und Fraumünster schon im 13. Jahrhundert mit einander das Abkommen getroffen, keinen Schüler bei Ueberfiedelung in einen anderen Schulprengel aufzunehmen, der vorher nicht beim alten Lehrer sein Schulgeld bezahlt habe.

In der Schweiz wirkte besonders Zwingli, der 1525 selbst Lehrer am Großmünster gewesen war, für eine bessere Ausgestaltung des Volksschulwesens. Doch waren die Fortschritte im allgemeinen spärlich. Zwar errichtete Basel schon 1540 deutsche Gemeindefschulen, dagegen folgte Bern diesem Beispiele erst 1616. Späterhin scheint in Zürich das Schulwesen arg in Verfall geraten zu sein. Wenigstens sieht sich im Jahre 1693 der Rat der Stadt veranlaßt, folgende Ermahnung an seine Bürger zu richten: „Man habe mit Mißfallen vernommen, daß einige Väter ihre Söhne nicht mehr in die Deutsch- und Lateinschulen schicken, sondern in Nebenschulen oder Hauslehrern übergeben, wodurch sie von dem Kirchgahn und gemeiner Aufsicht abgezogen und also erfretet werden, daß leider unter ihnen das Spielen, Fluchen und unanständiges Gewähl auf der Gäß und selbst im Hus des Herrn so zugenommen, daß remedur erforderlich.“

h. Sympathie und Antipathie im Pflanzenreich. Maiblumen und Rosen soll man nicht zusammen in ein Wasserglas stellen, und Nelkeda soll man auf kein Rosenbeet ausäuen, denn diese Blumen „vertragen sich nicht miteinander“, das ist weit verbreiteter Volksglauben. Dieser Glaube ist alt, er stammt aus der Zeit, da man den Pflanzen eine Seele zuscrieb. Dann kennt der Volksglaube auch Pflanzen, die einander auch günstig beeinflussen. So soll ein weklender Rosenstrauch durch einen frischgepflanzten Lauch wieder zu neuem Leben erweckt werden. Andere Pflanzen sollen einen Einfluß auf die Gestalt ausüben, so muß der Esen unregelmäßige Blätter hervorbringen, wenn er mit einem Schiefblatt (Begonie) in einen Topf gesetzt wird.

Nicht allein der Volksglaube hat sich mit Sympathie und Antipathie im Pflanzenreich beschäftigt, auch der Gelehrte machte diese Erscheinung zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Manches, was der Volksglaube predigte, fand eine gewisse Bestätigung; manche fanden die Erklärung darin, daß den Pflanzen eine Seele zugesprochen wurde, und als eigentlicher Mittler für die Sympathie und Antipathie wurde die Duftentwidelung und die Fähigkeit, ätherische Geruchsstoffe aufzunehmen, hingestellt. Neuerdings wird das Thema eines Seelenlebens, oder, wie es heute treffender genannt wird, eines Sinneslebens im Pflanzenreich wieder zeitgemäß, und da dürfte wohl der eine oder andere Forscher da wieder einsehen, wo die alten stehen geblieben sind und das Kapitel der Sympathie und Antipathie wieder aufschlagen.

Daß so etwas Ähnliches in der Pflanzenwelt existiert, ist unstreitig, nur passen die Bezeichnungen „Sympathie“ und „Antipathie“ schlecht, wenn wir diese Begriffe wie in der Anwendung im Menschenleben auffassen. So hat der

Schweizer Botaniker Nägeli auf eine Anzahl von Pflanzengattungen aufmerksam gemacht, deren Arten da, wo sie allein vorkommen, keine Bodenart verhältnen; treten aber zwei Arten zu gleicher Zeit auf, so bekämpfen sie sich gegenseitig — um in der Sprache des Volksglaubens zu reden — bis eine unterliegt und auswandert. Jede Art kommt dann für die Folge nur auf einer bestimmten, aber anderen Bodenart vor. Solche Fälle sind bei der Schafgarbe, bei Enzianen, Alpenrosen und anderen Pflanzen beobachtet worden. Eine unbedingt zutreffende Erklärung hat man für das sonderbare Verhalten dieser Pflanzen noch nicht gefunden.

Bei anderen Fällen einer Sympathie oder Antipathie konnte als Ursache der Erscheinung die Notwendigkeit einer Fremdbestäubung durch Insekten festgestellt werden. Wenn Pflanzen mit für Insekten auffallenden Blüten und solche mit minder auffälligen Blüten durcheinander stehen und gleichzeitig blühen, so ist es erklärlich, daß die Mehrzahl der unscheinbar blühenden Pflanzen unbestäubt bleibt, weil die Insekten zunächst die auffallend blühenden Pflanzen besuchen und für deren Begattung in erster Linie sorgen. Nach und nach müssen die unscheinbar blühenden aussterben, weil sie weniger von den Insekten besucht und somit auch weniger bestäubt werden.

Andererseits ist folgender Fall scheinbarer Sympathie denkbar. Unter vielen Pflanzen mit unansehnlichen Blumen blühen gleichzeitig vereinzelt andere Pflanzen mit recht auffallenden Blumen, welche Insekten anlocken, die, weil ihnen die auffallenden Blumen nicht genug Nahrung bieten, dann auch die unscheinbaren Blüten besuchen. Oder aber die Pflanzen mit unscheinbaren Blumen entfallen ihren Flor erst dann, wenn die auffallenden Blumen mit dem Blühen nachlassen. Die Insekten sind an den Besuch der betreffenden Stelle gewöhnt worden und besuchen dieselbe auch noch, wenn nur die weniger auffälligen Blumen blühen. Jedemal haben aber die Pflanzen letzter Art einen Vorteil durch die Anwesenheit der andern Pflanzen. Die Auffälligkeit der Blumen kann sowohl in der Farbe wie in dem Duft liegen.

Ein anderes Beispiel scheinbarer Sympathie. In einer Duedlinburger Handelsgärtnerei wurde beobachtet, daß zwei Schlingpflanzen zur Blütezeit Wespen und Hornissen in großer Zahl herbeilodeten, und zwar derart, daß Weinpflanzen, die 160—500 Meter von den Schlingern entfernt standen und die sonst sehr unter Wespenfraß zu leiden hatten, jetzt verschont blieben.

Die Lebensgeschichte der wirtswechselnden Schmarotzergpilze ist heute bekannt; was lag aber vor Erkenntnis derselben näher, als Antipathie anzunehmen, wenn man sah, daß das Getreide in der Nähe der Verberigten erkrankte, daß weiter Birnbäume unter der Anwesenheit von Sadebäumen, Erbsen bei solcher von Wolfsmilch zu leiden hatten.

Wenn von zwei Pflanzen gleicher Art, die nebeneinanderstehen, die eine eingeht, so ist es keine Seltenheit, daß die Ueberlebende sich so sehr über den Tod des Genossen „grämt“, daß sie keine Frucht mehr ansieht. Der Volksglaube macht flugs Sympathie daraus. Die Wissenschaft erklärt das Ausbleiben der Frucht durch das Fehlen eines für die Bestäubung notwendigen anderen Individuums derselben Art.

So sehen wir die mystischen Fälle sympathischen oder antipathischen Pflanzenlebens sich auf einfache Weise aufklären; und da, wo Erklärungen einstweilen noch fehlen, dürfen wir solche von der Zukunft erwarten. —

Notizen.

- Gorki soll lebensgefährlich erkrankt sein. —
- Paul Linemann wird wieder, wie seit mehreren Jahren, mit seiner Schauspielgesellschaft vom 1. Mai an im Carl Schultze-Theater in Hamburg und im Residenz-Theater in Dresden Vorstellungen geben. —
- Das Wiener Bürger-Theater hat ein neues Studentenstück von Ferdinand Wittenbauer: „Filia hospitalis“ erworben. —
- Oskar Strauß' neue Operette „Hug Dietrichs Brautfahrt“ gelangt noch in dieser Spielzeit am Carl-Theater in Wien zur ersten Aufführung. —
- Professor Koch geht anfangs April nach Britisch Uganda (Ostafrika). Es handelt sich um die Erforschung der Schlafkrankheit. —
- t. Ein neues Metall wird jetzt unter dem Namen Viktor-Metall von England auf den Markt gebracht; es wird für Sandgießerei benutzt und soll sich namentlich für Benutzung an Schiffen außerordentlich eignen, da es der Einwirkung des Seewassers trefflich widersteht. Es ist noch etwas weicher als Neusilber und besteht zu etwa der Hälfte aus Kupfer, ferner zu rund 35 Proz. aus Zink, zu 15 Prozent aus Nickel und in geringen Beimischungen aus Aluminium und Eisen. Der starke Gehalt an Zink ermöglicht die billige Herstellung des Metalls. Bei der Ausführung der Mischung kommt es namentlich darauf an, daß der Bestand an Aluminium nicht zu hoch wird, weil er sonst eine Brüchigkeit des Metalls herbeiführt. Auf 100 Pfd. des Metalls sind nur etwa 50 Gramm Aluminium notwendig. Die Gewinnung geschieht derart, daß zunächst das Kupfer und das Nickel zusammen unter Voratz geschmolzen und dann das Aluminium, später das Zink zugelegt wird. Das Viktor-Metall wird in Barren gegossen. Zu Blech kann es nicht gerollt werden, weil es dazu zu hart ist. —